

Übrige bald in ähnlich solider Weise der Forschung geboten werden kann.

*Stephan Kellner*

**Nonne, Königin und Kurtisane. Wissen, Bildung und Gelehrsamkeit von Frauen in der Frühen Neuzeit**, hrsg. von Michaela Hohkamp und Gabriele Jancke, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2004, 248 S., ISBN 3-89741-145-8, € 26,95.

Eine Aufsatzsammlung, die von der ersten bis zur letzten Seite spannend zu lesen ist – nur selten lässt sich ein so positives Urteil über einen Tagungsbericht aussprechen. Abgesehen von den individuellen Beiträgen – der Vielfalt der Themen und der hohen Qualität ihrer Bearbeitung – mag dies an der Thematik und dem übergeordneten Forschungsgebiet liegen: Die Landschaft der historischen Frauen- und Genderforschung weist noch viele weiße Flecken auf, die zu erforschen sind und uns häufig mit der Notwendigkeit konfrontieren, eingeschliffene Bilder von Geschichte und Gesellschaft zu revidieren und uns auf eine größere Komplexität historischer Sachverhalte einzulassen.

Der Aufsatzband zur Tagung „Wissen – Bildung – Gelehrsamkeit: Gelehrte Frauen in der Frühen Neuzeit?“, die 2001 am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin stattfand, führt diesen in wohlthuender Weise „auführerischen“ Charakter der Frauen- und Genderforschung vor Augen. Dies wird bereits in der Einführung der beiden Herausgeberinnen deutlich: Hat sich die Wissenschaftsgeschichte – wie übrigens auch die Erforschung anderer gesellschaftlicher Bereiche in der Frühen Neuzeit –

bislang fast ausschließlich auf gut dokumentierte, weil institutionalisierte Bereiche konzentriert und somit allein die Ausbildung und Gelehrsamkeit von Männern ins Auge gefasst, so wird hier deutlich, dass dieser Sicht ein Konzept von Bildung zugrunde liegt, das sich nur auf bestimmte gesellschaftliche Teilbereiche bezieht und andere völlig ausblendet. Die Konzentration auf herausragende Persönlichkeiten und Orte (Lateinschulen, Universitäten), der Fokus auf Schriftlichkeit und nicht-religiöse Schriften, der hohe Stellenwert, der Ämtern und Positionen innerhalb der Gelehrtenwelt zugestanden wurde und wird, die Generalisierung von Bildungskonzepten und die (implizite) Abwertung von allem, was deren Kriterien nicht entspricht – aus all diesen Elementen wurde ein Bild von Wissenschaftsgeschichte konstruiert, das Frauen a priori ausschließt. Ignoriert wird, dass sich ein wichtiger Teil von Wissensvermittlung und -anwendung in Haushalten (und somit im Frauen zugänglichen Bereich) abspielte, ausgeblendet werden Formen professioneller Wissenschaft, die nicht der Norm institutionalisierter Lehre und Forschung entsprechen, missachtet wird, dass die wenigen bekannten Wissenschaftlerinnen der Frühen Neuzeit zwar Ausnahmefälle waren, dies jedoch vor dem Hintergrund eines „wiederholbaren Besonderen“, nämlich einer vielgestaltigen Struktur von Wissenserwerb und -ausbau, die immer wieder die Teilhabe von Frauen zuließ und in manchen Fällen sogar herausforderte.

Auf der Grundlage dieses anregenden Problemaufrisses bauen die folgenden Beiträge auf, die entweder anhand von besonderen Einzelfällen auf das allgemeine Umfeld verweisen oder aber

bestimmte Institutionen, Kommunen und Gesellschaftsbereiche vorstellen, die ein wissenschaftliches oder künstlerisches Engagement von Frauen zuließen oder notwendig machten. Monika Mommertz' wissenschaftstheoretischer Beitrag „Geschlecht als ‚tracer‘: Das Konzept der Funktionenteilung als Perspektive für die Arbeit mit Geschlecht als analytischer Kategorie in der frühneuzeitlichen Wissenschaftsgeschichte“ illustriert anhand der jahrzehntelangen Zusammenarbeit der Astronomenfamilie Winkelmann-Kirch mit der Berliner Akademie der Wissenschaften, wie die – keineswegs nur auf Frauen bezogene – Frage nach der Geschlechterordnung neue Wege und Erkenntnisse in unserer Sicht von Wissenschaftsgeschichte aufzeigen kann. Im Gegensatz zu den Astronominnen der Familie Winkelmann-Kirch gelang es Dorothea Christiana Erxleben, als Ärztin an das Licht der Öffentlichkeit zu treten: Sie wurde als erste Frau in Deutschland an einer Universität promoviert. Wie Annette Fulda in ihrem Aufsatz „Da dergleichen Exempel bey dem weiblichen Geschlechte insonderheit in Deutschland etwas rar sind?: Gelehrtes Wissen, ärztliche Praxis und akademische Promotion Dorothea Christiana Erxlebens (1715–1762)“ zeigt, verdankte die Ärztin dies allerdings nicht nur ihrem eigenen Engagement und ihrer hohen Begabung, sondern auch den günstigen Umständen, nämlich der gründlichen Ausbildung innerhalb ihrer Familie und der damit verbundenen Einbindung in das Gelehrtenmilieu ihrer Umgebung sowie in ein funktionierendes Patronagesystem. Die wohlwollende Förderung durch Väter oder Ehemänner zeichnet sich auch in anderen Fällen als Voraussetzung für die Aktivität von Frauen in

den Wissenschaften und Künsten ab. Luise Gottscheds Wirken als „Gehülfin“ ihres Mannes lässt dabei erkennen, dass auch scheinbar eindeutige Termini zu hinterfragen sind, deutet die Selbstbezeichnung der Gelehrten doch auf einen noch zumftmäßig organisierten Haushalt hin, in dem die „Gehülfin“ als vollwertige Mitglieder an der Arbeit des Meisters beteiligt waren (Katherine R. Goodman: „Learning and Guildwork. Luise Gottsched as ‚Gehülfin‘“). Erst durch die allmähliche Trennung handwerklicher Arbeit von schöpferischer, künstlerischer oder gelehrter Arbeit wurde die Rolle der gelehrten frühneuzeitlichen „Gehülfin“ in die Rolle der ungelerten „Gehülfin“ umgeschrieben. Besonders spektakulär erscheint im Vergleich zu mitteleuropäischen Verhältnissen das Wirken von islamischen Frauen im Spätmittelalter, die von ihren Vätern und Großvätern in die religiösen Wissenschaften eingeführt wurden, die offizielle Lehrbefugnis erhielten und – neben ihrem Leben als Ehefrauen und Mütter – innerhalb des informellen arabischen Hochschulwesens als (nicht fest angestellte und unbesoldete) Gelehrte dozierten (Renate Jacobi: „Gelehrte Frauen im islamischen Spätmittelalter“). Doch auch Frauen konnten hier als Leitbilder dienen, wenn sie etwa ihr Wissen an Töchter weitergaben, die ihrerseits die Lehrbefugnis erwarben. Diese Schulung von einer Frauengeneration zur nächsten zeichnet sich auch in einem gänzlich anderen Gebiet ab: Elena Taddei stellt in ihrem Beitrag „Bildung als Beruf, Bildung für den Beruf: Die Kurtisane als ‚gebildete‘ Frau“ die Institution der Kurtisane vor, die innerhalb eines begrenzten geographischen und chronologischen Raums (Zentren Rom und Venedig, Blütezeit vom Ende

des 15. Jh. bis in die 1620er-Jahre) Frauen aus relativ niedrigen Schichten ermöglichte, ihre Gelehrtheit, ihre Kreativität und ihr künstlerisches Talent öffentlich zu entfalten. Hauptaufgabe der Kurtisanen war, ihre Liebhaber und Gönner kultiviert zu unterhalten. Demnach mussten diese Frauen lesen, schreiben, singen und tanzen können, ein oder mehrere Instrumente beherrschen und imstande sein, anregend zu sprechen, zu disputieren und anmutig zu rezitieren. Einige der berühmtesten Kurtisanen hatten diese Fertigkeiten von ihren Müttern gelernt, die dem gleichen Beruf nachgingen und – im Gegensatz zu gewöhnlichen Prostituierten – auf eine sorgfältige Ausbildung ihrer Töchter Wert legten.

Der Einsatz von Bildung als Überlebensstrategie wird auch im erfolgreichen Bemühen der englischen Königin Elisabeth I. deutlich, mit einem gezielten Ausbau ihrer sapientia – einer der fünf Herrschertugenden – die männliche Seite ihrer Herrscherfigur auszugestalten und somit ihre anfangs angefochtene Machtposition zu untermauern suchte (Jutta Schwarzkopf: „Die weise Herrscherin. Gelehrsamkeit als Legitimation weiblicher Herrschaft am Beispiel Elisabeths I. von England [1558–1603]“). Eine bewusste, strategisch motivierte Abgrenzung von der Gelehrsamkeit männlicher Humanisten pflegte dagegen Caritas Pirckheimer, die sich als Äbtissin des Nürnberger Klarissenklosters im Disput mit den Reformatoren erfolgreich für den Erhalt ihres Lebensraumes einsetzte. In ihrem lateinischen Brief an Conrad Celtis stellt sich die Ordensfrau gleichermaßen als bescheidene Schülerin und kompetente Theologin dar, nutzt also sowohl das kirchlich-religiöse Latein ihres weiblichen Lebensumfelds als

auch das säkular-humanistische Latein, das sie in einem männlichen Humanistenumfeld erlernt hatte (Eva Cescutti: „Quia non convenit ea lingua foemini‘ – und warum Charitas Pirckheimer dennoch lateinisch geschrieben hat“). Ähnliche Mehrdeutigkeiten im kunstvollen schriftlichen Gebrauch von Sprache finden sich in den Werken von deutschen Dichterinnen des späten 17. und 18. Jahrhunderts. Die gelehrte, d. h. auf den Regeln der Poetik basierende Dichtung war den Frauen ebenso wie andere Wissensbereiche verschlossen, die an den Universitäten gelehrt wurden. Wie Cornelia Niekus Moore in ihrem Beitrag „Dasselbe will ich den Gelehrten überlassen.‘ Dichterinnen und Gelehrtenpoesie“ zeigt, entwickelten Dichterinnen verschiedene Strategien, um mit diesem „Defekt“ ihrer Dichtkunst umzugehen, von gezielter Abgrenzung über religiöse oder gesellschaftliche Rechtfertigung bis hin zur selbstbewussten Erklärung, auch als Frauen die Kunst der gelehrten Dichtung zu beherrschen. Angehörige der Herrnhuter Brüdergemeine hatten solche Erklärungen nicht nötig: Sie profitierten von einem Wissenstyp, der narrativen Theologie, der aus dem Herrnhuter Glauben mit seiner Betonung auf dem inneren Erleben, Intuition und Gefühl und das Mit-Teilen dieser Erfahrung hervorging. Dadurch hatten sie als Lieddichterinnen und Verfasserinnen von Lebensläufen selbstverständlichen Anteil an der Vermittlung der Herrnhuter Glaubenslehre (Gisela Mettele: „Theologische Gelehrsamkeit versus innere Erfahrung. Narrative Theologie in der Herrnhuter Brüdergemeinde des 18. Jahrhunderts“).

Eine große Zahl von gelehrten Frauen findet sich in den Frauenzimmer-Lexika des 17. und 18. Jahrhun-

derts, die im Kontext der Querelle des femmes untermauern sollten, dass Frauen zu allen Künsten und Wissenschaften fähig seien (Karin Schmidt-Kohberg: Repräsentationen gelehrter Frauen in ‚Frauzimmer-Lexika‘ des 17. und 18. Jahrhunderts“). Freilich ist das Bild weiblicher Gelehrsamkeit, das diese Lexika vermitteln, von verschiedenen Faktoren geprägt – so stammen die Autoren sämtlich aus protestantischem Umfeld; bestimmte Sparten der Künste und der Wissenschaften werden ignoriert –, sodass in diesem bislang kaum erforschten Gebiet noch breite Kontextstudien vonnöten sind.

Einen ambivalenten Grenzbereich zwischen Früher Neuzeit und Neuzeit eröffnet schließlich Gertrude Langer-Ostrawsky mit ihrem Beitrag „Die Bildung, der Beruf und das Leben. Lebenszusammenhänge der Absolventinnen des Civil-Mädchen-Pensionates zwischen Staatsräson und Bildungspolitik 1786-1803“. Als öffentliche Bildungsstätte für junge Mädchen, die im öffentlichen Dienst ihren Arbeitsplatz finden sollten, diente das von den Habsburger-Kaisern eingerichtete und finanzierte Pensionat dazu, gut ausgebildete Untertaninnen heranzuziehen, die die Wert- und Normenvorstellungen des Bildungsbürgertums als Lehrerinnen und Gouvernanten weitervermitteln sollten. Die Leistungen der Untertanen – Frauen wie Männer – sollten dadurch optimiert werden, ohne dass es jedoch zu einer destabilisierenden politischen Mündigkeit kam. Die Mädchen, die einen der begehrten Stiftsplätze ergatterten, waren die ersten Frauen, die eine vom Staat finanzierte Berufsausbildung erhielten; sie erhielten Wissen und Bildung als Kapital und Ressource für ein eigenständiges Leben.

Die Fragen, die in den Beiträgen dieses Aufsatzbandes aufgeworfen werden, berühren nicht nur die Vergangenheit. Und sie zielen auch nicht nur daraufhin, unser Geschichtsverständnis zu erweitern und möglicherweise in neue Bahnen zu lenken. Dass es neben den institutionalisierten Bildungswegen und den offiziellen Möglichkeiten, in Forschung und Lehre zu arbeiten, für Frauen in der Frühen Neuzeit auch viele inoffizielle, verborgene und vergessene Wege gab, in diesen Bereichen tätig zu werden, und dass viele Leistungen von öffentlichen Bildungseinrichtungen nicht zuletzt auch auf der ungewürdigten und unehonorierten Arbeit von häuslichen „Assistentinnen“ beruhte, mag auch dazu beitragen, neu über die Bildungschancen sowie den Wert und die Honorierung von bestimmten Aufgaben und Arbeiten in der heutigen Gesellschaft nachzudenken.

*Linda Maria Koldau*

**Die benediktinischen Mönchs- und Nonnenklöster in Hessen, in Verbindung mit Regina Elisabeth Schwerdtfeger bearb. von Friedhelm Jürgensmeier und Franziskus Büll OSB. Hrsg. von der Historischen Sektion der Bayerischen Benediktiner-Akademie München mit dem Abt-Herwegen-Institut Maria Laach (Germania Benedictina ; 7). St. Ottilien: EOS Verlag. 1104 Seiten.**

„Die Germania Benedictina ist eine wissenschaftliche Reihe zur Geschichte der Klöster mit Benediktsregel. [...] Die Bände sind nach den heutigen Staats- bzw. Landesgrenzen eingeteilt.“ So heißt es auf der vorderen Innenseite